



Lichtenberg Gesellschaft e.V.

www.lichtenberg-gesellschaft.de

Der folgende Text ist nur für den persönlichen, wissenschaftlichen und pädagogischen Gebrauch frei verfügbar. Jeder andere Gebrauch (insbesondere Nachdruck – auch auszugsweise – und Übersetzung) bedarf der Genehmigung der Herausgeber. Zugang zu dem Dokument und vollständige bibliographische Angaben unter tuprints, dem E-Publishing-Service der Technischen Universität Darmstadt: <http://tuprints.ulb.tu-darmstadt.de> – tuprints@ulb.tu-darmstadt.de

The following text is freely available for personal, scientific, and educational use only. Any other use – including translation and republication of the whole or part of the text – requires permission from the Lichtenberg Gesellschaft.

For access to the document and complete bibliographic information go to tuprints, E-Publishing-Service of Darmstadt Technical University: <http://tuprints.ulb.tu-darmstadt.de> – tuprints@ulb.tu-darmstadt.de

© 1987-2006 Lichtenberg Gesellschaft e.V.

Lichtenberg-Jahrbuch / herausgegeben im Auftrag der Lichtenberg Gesellschaft.

Erscheint jährlich.

Bis Heft 11/12 (1987) unter dem Titel: Photorin.

Jahrbuch 1988 bis 2006 Druck und Herstellung: Saarbrücker Druckerei und Verlag (SDV), Saarbrücken

Druck und Verlag seit Jahrbuch 2007: Winter Verlag, Heidelberg

ISSN 0936-4242

Alte Jahrbücher können preisgünstig bei der Lichtenberg Gesellschaft bestellt werden.

Lichtenberg-Jahrbuch / published on behalf of the Lichtenberg Gesellschaft.

Appears annually.

Until no. 11/12 (1987) under the title: Photorin.

Yearbooks 1988 to 2006 printed and produced at: Saarbrücker Druckerei und Verlag (SDV), Saarbrücken

Printer and publisher since Jahrbuch 2007: Winter Verlag, Heidelberg

ISSN 0936-4242

Old yearbooks can be purchased at reduced rates directly from the Lichtenberg Gesellschaft.

Im Namen Georg Christoph Lichtenbergs (1742-1799) ist die Lichtenberg Gesellschaft ein interdisziplinäres Forum für die Begegnung von Literatur, Naturwissenschaften und Philosophie. Sie begrüßt Mitglieder aus dem In- und Ausland. Ihre Tätigkeit umfasst die Veranstaltung einer jährlichen Tagung. Mitglieder erhalten dieses Jahrbuch, ein Mitteilungsblatt und gelegentliche Sonderdrucke. Weitere Informationen und Beitrittsformular unter www.lichtenberg-gesellschaft.de

In the name of Georg Christoph Lichtenberg (1742-1799) the Lichtenberg Gesellschaft provides an interdisciplinary forum for encounters with and among literature, natural science, and philosophy. It welcomes international members. Its activities include an annual conference. Members receive this yearbook, a newsletter and occasionally collectible prints. For further information and a membership form see www.lichtenberg-gesellschaft.de

schlagewerken, wenn nicht sogar eine kleine Bibliothek (das Literaturverzeichnis ist keine Prahlerei).

Dem Anfänger in der Reichsgeschichte (vor allem ihrer staatsrechtlichen Seite) ist die lange Übersicht in der Einleitung zur kursorischen Lektüre dringend anzuraten, insbesondere auch um die dem modernen Menschen meist schwer verständliche Einsicht zu vermitteln, daß Herrschaft bis zum Ende des alten Reichs nicht eigentlich territorial, sondern ganz überwiegend dynastisch ist.

Diese neue Ausgabe hat dankenswerterweise das dringend nötige Register von 60 Seiten, wodurch das Fehlen der Querverweise jetzt verschmerzbar wird. Das Nachschlagen wird ein bißchen unhandlich, weil die Seitenzahlen im Bundsteg stehen – zugunsten der Lemmata in der lebenden Kolumne. S. 721-732 finden sich Nachträge zu einzelnen Artikeln – da muß man jetzt also zusätzlich nachblättern, das Werk ließ sich aus Kostengründen nicht komplett neu setzen. Ferner sind die reichsunmittelbaren Geschlechter ergänzt. An der Grundkonzeption hat sich sonst nichts geändert, so daß die systemimmanenten (unbedeutenden) Einschränkungen, die die ersten Auflagen hatten, naturgemäß bestehen bleiben. Einige Wiederholungen bei unmittelbar nebeneinanderstehenden Einträgen hätten vielleicht in einer Schlußredaktion durch Verweise ersetzt werden können (man sehe zum Beispiel die verschiedenen Nebenlinien unter Stolberg). Jedoch erspart das dem Benutzer das Blättern. Ein bißchen schade ist nur der verkaufsfördernde primitive Klebe-Einband für ein Buch, das der Historiker jeden Tag braucht. Hoffentlich hält die Bindung lange genug, also bis zum Erscheinen der nächsten sehr verbesserten Ausgabe (aber wie soll das möglich sein? diese ist wirklich schon fast perfekt), damit das Werk sich nicht vorher schon in eine ungewollte Loseblattsammlung (Spezialität eigentlich nicht dieser Branche des Beck-Verlages) verwandeln wird.

U. J.

Neuere Literatur zur Geschichte Göttingens und seiner Universität

Jens-Uwe Brinkmann und Hartmut Stölting (Hrsgg.): Göttingen – das Bild der Stadt in historischen Ansichten. Eine Auswahl aus der Graphischen Sammlung des Städtischen Museums. Göttingen: Selbstverlag des Museums 1996. DM 45.–

[Da der Katalog nur durch das Städtische Museum verkauft wird, hier die Anschrift: Ritterplan 7-8, 37073 Göttingen.]

Der Herausgeber, Leiter des Göttinger Städtischen Museums, hat aus jahrzehntelanger Kennerschaft und zusammen mit einem Kunsthistoriker, der vom heutzutage immer mehr in die Rolle des Mäzenaten für die Wissenschaft gedrängten Arbeitsamt bezahlt wurde, die bislang nur wenig bekannte und (aus konservatorischen Gründen selten gezeigte) Sammlung von Stadtansichten Göttingens zwischen zwei Buchdeckeln der Öffentlichkeit zugänglich gemacht. Diese von mehreren Generationen zusammengetragene Sammlung besteht in ihrem hier vorgelegten künstlerischen Teil aus Zeichnungen, Gemälden, Holzschnitten, Kupfer- und Stahlstichen sowie Lithographien, repräsentiert also das Bildmaterial von den Anfängen bis ins späte 19. Jahrhundert; die Bearbeiter lassen ihre Auswahl vor der Photographie-Ära enden. Die Ansichtensammlung wird damit aber nicht nur zum ersten Mal (wenigstens teilweise)

zugänglich, sondern vor allem auch erstmalig nach modernen archivarischen und kunsthistorischen Maßstäben erschlossen.

Natürlich trifft man da viele alte Bekannte wieder, Abbildungen, die in kaum einem illustriertem Buch über Göttingen fehlen. Aber das meiste sind Ansichten von ganz außerordentlicher Seltenheit. Auch für den Lichtenberg-Leser ist das Buch eine rechte Fundgrube; viele der in seinen Briefen und den Tage- und Sudelbüchern erwähnten Örtlichkeiten werden damit dem geschichtlichen Auge ohne die störenden heutigen Schnellstraßen oder Überbauungen sichtbar.

Die Ortsbeschreibungen sind zumeist ganz vorzüglich. Manchmal jedoch erschöpft sich die Legende in einer bildimmanenten Nacherzählung dessen, was jeder sehen kann. Das mag bei einem großen Kunstwerk seine Berechtigung haben; bei dieser Art von Gebrauchsgraphik ist es (da ja die Abbildung vorliegt und man es nicht zur Identifikation benötigt) zumeist entbehrlich. Vielmehr hätten hie und da genauere Angaben über die heutige Ortslage gemacht werden sollen. Wer selbst unter den Einwohnern von Göttingen weiß denn zum Beispiel heute noch, daß die Rasemühle das jetzige Tiefenbrunn ist?

Auch wäre es bei den Stammbuchblättern und deren Gemäldevorlagen beziehungsweise deren Seitenstücken wenigstens sinnvoll gewesen, die Literaturhinweise auf Otto Denekes und Fritz Scheidemanns immer noch grundlegende Studie „Göttinger Stammbuch-Kupfer“ 1938 (Göttinger Nebenstunden 16) zu geben; direkt oder indirekt wurde dieser wichtige Katalog offenbar benutzt, denn ich finde Informationen, die nur von dort stammen können.

Das fehlende Inhaltsverzeichnis läßt sich gerade noch verschmerzen, ein topographisches Register und eins der Künstler sollte, falls eine zweite Auflage zustandekäme (was ich dem schönen Buch sehr wünsche), den Herausgebern dringend angeraten sein.

*

Karl Arndt (Hrsg.): Katalog der Bildnisse im Besitz der Georg-August-Universität Göttingen. Vandenhoeck und Ruprecht Göttingen. 216 S. DM 48,-

Der Verlag Vandenhoeck & Ruprecht hat schon zum 200. und 250. Jubiläum der Universität ihrer Geschichtsschreibung wesentliche Impulse ermöglicht durch eine lange Reihe von Sammelbänden (meist Institutsgeschichten, vgl. Lichtenberg-Jahrbuch 1989, 232 u. pass.) und Spezialuntersuchungen (wie etwa der von Brüdermann zum Universitätsgericht, vgl. Lichtenberg-Jahrbuch 1991, 202). Derlei durch Jubiläen angeregte Arbeiten merkt man allerdings manchmal allzu sehr den Zeitdruck an, unter dem sie entstanden sind. Es ist bezeichnend, daß die Publikationsfolge beim erstgenannten Datum 1937 bereits 15 Jahre vor dem Jubiläum begann (die Reihe „Vorarbeiten zur Geschichte von Universität und Bibliothek“), beim zweiten dagegen eben noch termingerecht 1987. Umso erfreulicher ist es jetzt, hier drei Arbeiten anzuzeigen, die sicher zum Besten der neueren orts- und wissenschaftsgeschichtlichen Forschung gehören.

Die erste hier anzuzeigende Arbeit, Karl Arndts Katalog, geht auf 20 Jahre Vorarbeiten zurück. Bereits 1974 wurden auf seine Initiative hin die sämtlichen Kunstgegenstände der Göttinger Universität erstmals wieder katalogisiert, freilich durch die sie besitzenden Instituten und damit höchst dilettantisch (ich habe seinerzeit als

studentische Hilfskraft die gerahmten Porträtphotos der Seminargründer und den Gartenzwerg des Instituts mit auf die Liste gesetzt). Seit 1979 hat Norbert Kamp, der hier denn auch ein Geleitwort beisteuert, das Unternehmen ernstlich gefördert. Arndt ließ sich aber durch keinen Jubiläums-Termin bedrängen, und das Ergebnis gibt ihm recht. Gemeinsam mit fortgeschrittenen Studenten, von denen einige mittlerweile selbst gewerbsmäßige Kunsthistoriker sind (wie Jürgen Döring, der auch das Kapitel über die Geschichte der Sammlung beige-steuert hat), wurde der aufwendige Katalog immer wieder neu bearbeitet. Endlich liegt er also vor.

Natürlich hat Arndts Bildnisgalerie einen ganz anderen Status als Voits Katalog der *Professorenbildnisse* von 1937, basierend auf des damaligen Herausgebers privater Sammlung, die heute von der Universitätsbibliothek aufbewahrt wird. Diese wichtige Porträtsammlung wird demgemäß nicht miterfaßt, sondern nur gelegentlich in den Stückbeschreibungen herangezogen (einziger kleiner Mangel des Buchs, denn in Voits Sammlung findet sich noch sehr viel nicht hinreichend genau oder gar nicht erfaßte Druckgraphik, wenn auch wohl keine Originalzeichnungen; einen verwendbaren Gesamtkatalog über sie außer dem Zettelkasten der Handschriftenabteilung gibt es aber nicht). Alle künstlerischen Bildnisgestaltungen im Besitz der Universität, also auch von Verwandten der Professoren, von den Kuratoren und Monarchen, von Göttingern (etwa Künstlern wie Riepenhausen) und so fort, werden von Arndt verzeichnet.

Gegliedert ist die Sammlung I. in den eigentlichen Hauptteil mit den Plastiken, Gemälden, Zeichnungen, Porträtmedaillen; ferner in vier kleinere Gruppen: nämlich Abteilung II. die Bildnisse der Schlözer-Stiftung, III. eine Gruppe mit diversen Silhouettensammlungen (F. Borchers, Charlotte v. Einem, Kekulé von Stradonitz, Carl Schubert und Th. Wiedemann); IV. die Totenmasken und V. die nicht mehr nachweisbaren Bildnisse (zumeist Gipsbüsten, deren Haltbarkeit bekanntlich gering ist). Innerhalb dieser Abteilungen ist die Ordnung alphabetisch nach den Porträtierten, so daß das fehlende Gesamtregister tatsächlich entbehrlich scheint, auch wenn man zur Vollständigkeit jetzt in neun Alphabeten suchen muß. Jedem Kunstwerk sind Angaben über die dargestellte Person, zu seiner Größe und künstlerischen Technik beziehungsweise dem verwendeten Material, zum gegenwärtigen Aufbewahrungsort, sowie Literaturhinweise beigegeben. Der Anhang bietet neben dem Literatur- und Archivalienverzeichnis ein vorzügliches Künstlerregister. Bedauerlich bloß, daß nur ein ganz kleiner Teil der hier aufgelisteten Kunstwerke dem Buch als (immerhin technisch hervorragende) Abbildung beigegeben ist, und von diesen auch nur ein einziges (der große Münchhausen aus dem Foyer der alten Universitätsbibliothek) in Farbe. Offenbar waren künstlerische Qualitätsmaßstäbe, aber auch Bekanntheit des jeweils Dargestellten bei der Auswahl leitend.

Bei der Anlage sind vor allem der Sammlerfleiß betreffend Zeugnisse und Fakten und die Genauigkeit der Beobachtung zu bewundern: Bei Nr. 25 (Porträt Christian Wilhelm Büttner) sieht man im Bücherregal im Hintergrund einen Leihschein stecken; der auf dem Original entzifferbare Inhalt wird mitgeteilt: er war für Blumenbach. Das ist eine beziehungsvolle Anspielung auf eine echte oder erfundene Schülerschaft des Jüngeren und zweifellos vom Auftraggeber des Bildnisses, also wohl Büttner selbst, verlangt (Pütter 1788: „mit symbolischen Ausschmückungen von seiner eigenen Erfindung“). Denn Blumenbach war es, „dem Büttner den Weg bahnte“ (Ehlers 1901). – Weniger scharf übrigens bei diesem Bild die Kritik der Zuschreibung: Seit Saalfeld werde Konrad Westermayr als Maler verantwortlich gemacht; die NDB schreibe diese Zuschreibung von Saalfeld ab. Arndt übernimmt diese Zuschreibung

mit einem Fragezeichen und erklärt das dort genannte Datum 1795 folgerichtig für einen Irrtum, da er eine Erwähnung des Bildes von 1781 aus Lichtenbergs Briefwechsel vorweisen kann. Gewiß – aber dann wäre (immer nach Arndt, hier im Register) der Künstler gerade 16 und noch mitten in der Ausbildung in Hanau, als er das Porträt malte, mindestens 5 Jahre, bevor er über Kassel nach Göttingen kam. Sollte er nicht vielleicht bloß der Stecher oder Kopist sein? Übrigens hat dies Bild soviel Ähnlichkeit in Darstellungsweise und allegorischer Ausschmückung mit dem Porträt J. H. W. Tischbeins von Kästner (Arndt Nr. 113 S. 81, dort ohne Reproduktion; Frontispiz zu Lichtenberg-Studien 4), daß ich es diesem zuweisen möchte. Eine solche Annahme müßte aber zunächst an den Originalen geprüft werden.

Druckfehler enthält das Buch, soweit ich sehe, kaum, und wenn, dann sind sie leicht erkennbar, wie S. 134 Zaunik (lies: Zaunick, zweimal, und einmal richtig) oder S. 171 Bon Magie (lies: Bou Magie: Schattenriß-Kunst).

Neue Lichtenberg-Bildnisse kommen nicht zutage (Arndt hat mir auch schon vor zehn Jahren Einsicht in das Druckmanuskript gewährt, so daß Achenbach und ich es für „Lichtenbergs äußere Erscheinung“ 1991 noch nutzen konnten). Genau verzeichnet sind Jochheim (Äußere Erscheinung Nr. 56 = Arndt, Bildnisse Nr. 135 S. 89) und Schubert (Äußere Erscheinung Nr. 5 = Arndt, Bildnisse Nr. Sch 103 (25) S. 162). Das Exemplar der Gipsbüste von Henschel (Äußere Erscheinung Nr. 42 – Arndt, Bildnisse Nr. *29) muß jetzt endgültig als Verlust vermerkt werden (ein Exemplar aus dem Familienbesitz steht zum Glück noch als Depositum im Heimatmuseum Ober-Ramstadt: Äußere Erscheinung Nr. 40).

*

Silke Wagener: Pedellen, Mägdle und Lakaien. Das Dienstpersonal an der Georg-August Universität Göttingen 1737-1866. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht 1996. (Göttinger Universitätsschriften Serie A: Schriften 17). 609 S. DM 98,-

Otto Deneke, dem Juristen, Kulturhistoriker, Bibliophilen und Lichtenbergforscher sagten seine Freunde in den 30er Jahren nach (so erzählte mir jedenfalls Hans Ludwig Gumbert), er kenne jedes Göttinger Dienstmädchen im 18. Jahrhundert beim Namen. Was bei Deneke sicher eine Erfindung war, kann Silke Wagener jetzt füglich für sich in Anspruch nehmen – die Informationsfülle, die die fleißige Autorin zusammengetragen hat, ist nachgerade staunenswert. Aus einer solchen Dissertation (das war dies Kompendium ursprünglich einmal) hätten frühere Generationen vier gemacht. Das ist ein zarter Vorwurf eher an den Betreuer solcher Arbeiten, dem trotz allem aber für den Erfolg zu danken ist. Die Verfasserin hat es geschafft, das überbordende Material zu organisieren, unter anderem auch, indem sie im vorigen Lichtenberg-Jahrbuch einen Teil der in ihrer Monographie nicht ausgebreiteten Details (über Lichtenbergs Dienstboten) sowie im Göttinger Jahrbuch 1995 zwei weitere Spezialuntersuchungen vorlegte, um dieses umfangliche Handbuch ein wenig zu entlasten.

Die Untersuchung schließt unter allen in den letzten vier Jahrzehnten behandelten Fragen zur Geschichte der Göttinger Universität die größte Lücke: ihre Alltagsgeschichte. Denn das Heer der Dienstboten, ihre Lebenswelten, Rechtsverhältnisse, soziale und wirtschaftliche Lage, die Prinzipien der Sozialregulierung waren so wenig bekannt wie auch nur ihre Lebensdaten. Untersuchungszeitraum reicht vom Unter-

richtsbeginn der Universität 1734 bis zum Ende des Königreichs Hannover 1766 (das Enddatum ist freilich sozialgeschichtlich willkürlich, sieht man ab von der mit Preußen beginnenden dichterem Überlieferung der Quellen). Wagener hat keine Mühe gescheut und in allen genannten Forschungsbereichen die Lage gründlich verändert. Was man bei den methodischen und bevölkerungsstatistischen Arbeiten der Göttinger Schule immer vermissen mußte: Der Mangel an Konkretheit und somit auch Nachvollziehbarkeit zugunsten größerer Abstraktion: das ist hier alles gegeben.

Deutlich wird übrigens, wie unzulänglich die Prosopographie der Göttinger Stadt- und Universitäts-Bevölkerung erschlossen ist (meine Mitarbeiter und ich mußten bei der Edition des Lichtenberg-Briefwechsels ebenso wie Wagener jedes Detail aus den einschlägigen fünf Göttinger Archiven – der Stadt, Universität, Kirche, Akademie und Bibliothek – zusammentragen): Gedruckt sind bislang nur die Matrikel der Studenten und (seit kurzem) die Bürgerbücher; die sonst noch zu Gebote stehenden Materialien: Logisverzeichnisse der Studenten (viel genauer als die Matrikel, da auch Incogniti darin stehen), Ausleihjournale der Bibliothek, Register der Kirchenbücher, im Stadtarchiv vorhandene Listen der Kollektenumgänge und Volkszählungen hätten längst einmal durch Publikation wenigstens von Registern zugänglich gemacht werden können, wie das in anderen europäischen Ländern und in vergleichbaren Lebenswelten geschehen ist (man denke an die englischen Universitäten). Die Matrikel der Universitätsverwandten (also der Dienstleistenden, Handwerker und Kaufleute unter der akademischen Gerichtsbarkeit außerhalb des städtischen Zunftwesens) hatte Wilhelm Ebel noch im Manuskript abgeschlossen; doch will offensichtlich niemand seiner Nachfolger sich der Mühe der Publikation unterziehen.

Wageners außerordentlich solide Untersuchung verzichtet auf die Entwicklung neuer und eigenständiger methodischer Prämissen, sondern wendet erprobte Verfahrensweisen an. Ihre Quellenbasis sind (wie bei Brüdermanns Untersuchung) vor allem die Gerichtsakten des Universitätsarchivs; den sich aus dessen Materialien und der (zu wenig reflektierten) Besonderheit der Quellengattung ergebenden Problemen wird mit personengeschichtlichen Dokumenten begegnet, und soweit möglich sind die freilich durchgehend zufällig überlieferten privaten Zeugnissen (Briefe, Tagebücher, Memoiren) flankierend beigezogen.

Die einzelnen Spezialstudien lesen sich trotz des trockenen Stoffs zum Teil spannend, oft anrührend. Hier wird sich nicht nur der mit dem Zeitalter weniger vertraute oder minder historisch geschulte Leser hin und wieder von liebgewordenen (biedermeierlichen) Vorurteilen verabschieden müssen – wie das ja schon die Untersuchung von Brüdermann über Studenten und akademisches Gericht schlagend deutlich gemacht hat.

*

Luigi Marino: Praeceptores Germaniae. Göttingen 1770-1820. Göttingen: Vandenhoeck und Ruprecht 1995 (Göttinger Universitätsschriften Serie A: Schriften 10). 609 S. DM 88,-

War die Studie Wageners eher detailversessen, so öffnet diese den Blick ins Weite der Geistesgeschichte und der europäischen Dimensionen.

Ein jedes Buch hat freilich seine Zeit, und dieses kommt fast etwas zu spät. Das italienische Original, „I maestri della Germania“, ist nämlich schon 1975 erschienen,

hat aber seinerzeit nur als Geheimtip in Deutschland Verbreitung gefunden. Damals plante ein bekannter süddeutscher Verlag eine deutsche Übersetzung, die jedoch nicht zustandekam. Jetzt endlich liegt also eine andere (wie man an der niedrigen Reihennummer noch merkt, schon vor 10 Jahren geplante) vor, und es ist sehr zu wünschen, daß das Buch Leser findet und seine Frucht bringt, bevor die Ernte durch die Verspätung auf dem Halm verfault ist.

Methodisch operiert der phänomenal belesene Verfasser fast rein geistesgeschichtlich, was fraglos ein Manko ist angesichts der intensiven rechts- und sozialgeschichtlichen Debatte der letzten 25 Jahre. In zahlreichen gescheiterten Einzelstudien wird insbesondere der Nachweis des programmatischen Titels versucht, und es ist nicht bloß lokalpatriotische Genugtuung eines „Ehemaligen“, der ihm im Kern Recht geben will. Hervorragend ist etwa die Einbettung von Lichtenbergs „Antiphysiognomik“ in die deutsche Geistesgeschichte, insbesondere ihre Herleitung aus der sich eben etablierenden Anthropologie; vortrefflich scheint mir auch etwa die Darstellung von Meiners Rassentheorie im Rahmen dieser Wissenschaft sowie ihrer historischen, theologischen und medizinischen Voraussetzungen.

Unterschätzt ist vielleicht ein wenig die Rezeption der französischen Philosophie durch die Göttinger Gelehrten: Es steht zwar außer Frage, daß die nicht zuletzt durch die Personalunion ganz auf England hin orientierte ‚Georgia Augusta‘ in Denken und wissenschaftlichen Methoden recht angelsächsisch war. Die Göttinger konnten aber doch ein bißchen mehr, als in politischen Dimensionen zu denken: Ich denke an Kästners Bemerkung zur Frage eines Nachrufes auf Benjamin Franklin: den Bändiger des Blitzes wolle er loben, über den Begründer der amerikanischen Unabhängigkeit jedenfalls in des Königs deutschen Landen schweigen. Man mustere dann einmal die Buchbestände der Göttinger Universitätsbibliothek aus der zur Rede stehenden Zeit nach französischen Büchern oder Abhandlungen über französische Fragen: Es fehlt da in keinem Wissenschaftsgebiet irgendetwas von Belang. Sie wurden allesamt in den Göttingischen Gelehrten Anzeigen rezensiert und fleißig entliehen. Französische Sprachkenntnisse sind damals übrigens selbst in Göttingen selbstverständlicher als englische. Lichtenberg etwa, der vermutlich aus alter Familientradition (sein Großvater verlor die gesamte schon beträchtliche Habe im Pfälzischen Krieg) ein entschiedener Franzosenfeind war, konnte natürlich die französischen Bücher mühelos lesen und verstehen, vermochte in den Gesprächen mit Deluc dessen Französisch zu folgen (antwortete dann aber englisch); ja er konnte immerhin soviel schreiben, daß er Volta zumindest einmal sehr detailliert und nuanciert in französischer Sprache geschrieben hat.

Es verhält sich keineswegs so, daß sich die Gruppe von rund 50 Hochschullehrern in zwei Generationen auch nur annähernd konform in ihrem Denken verhielt: Der historiographische Streit zwischen Schlözer und Gatterer oder die Kant-Polemik von Feder und Meiners (während fast gleichzeitig die jüngeren Dozenten Bürger, Bouterwek und Buhle anfangen, über Kant zu lesen, Lichtenberg seine theoretischen Prämissen der Experimenttalpraxis den eigenen Vorlesungen zugrundelegte), das allzu langsame sich Anbequemen an Lavoisiers Theorie: Diese drei Fälle zeigen exemplarisch, wie eine bedeutende Universität den neuen Gedanken aufnimmt, indem sie um ihn kämpft. So glatt und eindeutig, wie es bei der Lektüre von Marinos Werk den Anschein hat, war die Göttinger Wissenschaft nicht; auch sie verzettelte sich in kleinteiligen Auseinandersetzungen, erlag Irrtümern.

Ein ausgezeichnetes Register erschließt (wie bei Silke Wageners Buch) das Werk.

Daher kann ich es mir ersparen, die zahlreichen Lichtenberg-Erwähnungen herzusetzen, die auch dem speziell an ihm interessierten Leser und Forscher nachzuschlagen angeraten seien.

*

Bernd Wedemeyer: Wohnverhältnisse und Wohnungseinrichtungen in Göttingen im 18. und in der ersten Hälfte des 19. Jahrhunderts (Reihe Kulturwissenschaft 1). Göttingen: Unitext 1992. 206 S. DM 39,50.

Gegenüber den vorstehend angezeigten Werken nimmt sich diese Göttinger volkskundliche Dissertation eher schmal und bescheiden aus; die typographische Gestaltung und die Qualität der neun Abbildungen, von denen drei zudem aus leicht zugänglicher Forschungsliteratur zitiert und durch das Umkopieren nachhaltig verschlechtert worden sind, erscheint ärmlich. Gleichwohl schließt auch diese Studie eine Lücke: Nachdem Sachse 1987 Grundlagen für eine Sozio-Demographie Göttingens im 18. und 19. Jahrhundert gelegt (vgl. Lichtenberg-Jahrbuch 1988, 234) und die Arbeitsgruppe um Wellenreuther 1988 die Baugeschichte der Stadt unter sozialhistorischem Aspekt analysiert hatte (vgl. Lichtenberg-Jahrbuch 1989, 242), fehlte eine Sozialgeschichte des Wohnens zwischen diesen Perioden. Sie versucht der Verfasser zu bieten. Seine Quellenbasis ist naturgemäß eher schmal; vor allem aus Stadt-, Kirchen- und Universitätsarchiv mußte er sich die harten Grundlagen zusammensuchen (dort vor allem in Gestalt von zirka 200 Nachlaßinventaren und Erbauseinandersetzungen); flankierend hat er Reisebeschreibungen, Briefe, Erinnerungen sowie Zeitungen und Bauordnungen herangezogen, was notwendig zufälligen Charakter haben muß und selbstredend keine Vollständigkeit garantieren kann, aber wichtige Aufschlüsse bringt. Die Ergebnisse seiner Studie faßt Wedemeyer am Schluß bündig zusammen. Sie verändern zwar weder methodisch noch sachlich unser bisheriges Wissen um die Sozialverhältnisse einer mittleren Landstadt mit beherrschender Universität allgemein und speziell die Göttinger Lokalannahmen – aber sie bestätigen bisher nur statistisch und vermutungsweise vorgetragene Annahmen anhand der einzelnen Belege. Die gravierenden sozialen Unterschiede zwischen den Geschlechtern sind entschiedener herausgestellt als in der älteren Literatur, die zwischen Stadt und Universität hat der Verfasser dagegen leider eher verwischt. Der volkskundliche Ansatz mag für dieses Fach genügen – aus der Sicht des Historikers erscheinen Wedemeyers Ansichten über Quellenkritik im allgemeinen und besonders sein Kapitel über die Vorgehensweise (2) und darin der Abschnitt über Quellen und Methoden (2.2) eher hilflos, zumal angesichts der Vehemenz, mit der er in diesem Buch (wie früher schon) auf seine Vorgänger und ihre echten oder angeblichen methodischen Schwächen einschlägt. Die Stärke der Untersuchung liegt jedenfalls nicht in der Theorie, sondern in der Materialausbreitung und Einzeldarstellung (dies freilich nicht bezogen auf die stilistische Gestaltung des Buchs: Hier ist es un gelenk wie bei einer ersten Niederschrift). – Das Literaturverzeichnis enthält ein paar kleinere Fehler, die hoffentlich nicht repräsentativ sind: Frensdorff heißt Ferdinand, nicht Friedrich, List Christoph, nicht Christian; Hochheimer, List und Mackensen erschienen anonym, gehörten also in [Kastenklammern] bibliographiert; Strodtmann hat vier, nicht zwei Bände – alles unbedeutend also. Eine andere Ehrgeizlosigkeit des Verfassers wird sich aber unmittelbar rächen: Das Fehlen von Namen- und Sachregistern wird dem Buch alle Chan-

cen nehmen, jemals den Handbuchcharakter, den es für sein spezielles Gebiet beanspruchen möchte, wahrzunehmen.

*

Elisabeth Kruse: Die Emigranten der Französischen Revolution in Kurhannover. Hannover: Hahn 1990. 190 S. DM 58,-

Diese als Staatsexamensarbeit im Fach Geschichte entstandene, hier zum Druck überarbeitete Studie behandelt eine völlig unausgeleuchtete Episode der niedersächsischen Geschichte, insbesondere auch der Göttinger Universitätsgeschichte.

Von den vielen Tausend Flüchtlingen vor allem aus dem ersten und zweiten Stand (also Adlige und Geistliche), die in den Jahren nach 1790 bis zum Ende der Koalitionskriege sich zumeist illegal oder eben noch geduldet in deutschen Staaten aufhielten, war auch eine kleine (nicht näher zu spezifizierende) Zahl nach Kurhannover gelangt. Die Existenz dieser Flüchtlinge war doppelt gefährdet, da sie seit ungefähr 1791 in Frankreich namentlich erfaßt wurden und dort ihre Emigration mit Sanktionen von der Enteignung bis zur Todesstrafe, in den meisten deutschen Territorien ständig mit der Ausweisung bedroht wurde. Zugleich waren sie von ihren Ressourcen damit völlig abgeschnitten.

Im Brief an Blumenbach aus dem [Frühjahr 1798] (Bw 4, Nr. 2852) bemerkt Lichtenberg: „Ich fürchte die französische Revolution wird den ehemaligen Weg der Sprachen und der Sprachmeister nehmen [meint: wie nach der babylonischen Sprachverwirrung über alle Welt ausgebreitet werden]; nun möchte sie nicht bei Hof einkehren.“ Das soll die Situation dieser Flüchtlinge in Deutschland und auch in Göttingen charakterisieren: Ein nennenswerter Anteil versuchte, als Sprachlehrer des Französischen unterzukommen, was aber alsbald für Kurhannover durch Anwendung von allerlei Verordnungen eingeschränkt wurde (es gab zum Zeitpunkt des zitierten Briefs, den die Verf. nicht kennt, außer den 5 regulär zugelassenen noch ein Dutzend nicht konzessionierte Sprachlehrer in Göttingen). Darüber also handelt detailliert das 3. Kapitel der Arbeit von Kruse (S. 76-114).

Die Untersuchung scheint insgesamt, soweit sie sich auf die gedruckte Literatur stützt, recht gründlich und genau zu sein, nur manchmal finden sich grobe Schnitzer; so der komische (ein lapsus pennae?) S. 83 Anm. 29: Da wird C. G. Heyne 1736 als Professor berufen (also mit 7 Jahren) und 1737 zum ersten Universitäts-Bibliothekar ernannt (mit Gesner durcheinandergeworfen?). Bei den handschriftlich überlieferten Eigennamen finden sich gelegentlich gewisse kleinere Unsicherheiten, die teils auf Entzifferungsfehler zurückgehen (zum Beispiel S. 43 Anm. 44 Amt Harzstedt lies Harpstedt), teils, weil ältere und heute unbekannte, etwa dialektale Formen in den Akten auftreten und von Kruse nicht auf moderne Namensformen umgesetzt werden (zum Beispiel S. 42 Anm. 42 Gössenwörden lies Gössenwörder meint Gosenwerder im Lauenburgischen). Daher vermute ich auch, daß S. 68 Z. 2 „ihre ganze Habseligkeit, ihrem Schatz noch heimlich *zu schlagen* wird“ „*zu schleppen*“ zu lesen ist (a und e, g und p sind wie vorhin schon p und z in der deutschen Schrift sehr ähnlich). Auch sonst hab ich manche Zweifel, ob nicht ein Tipp- oder Lesefehler vorliegen möchte, wie S. 52 Z. 10 seein (sein oder seien, S. 61 Z. 23 principiies)

Der Blick der Verfasserin reicht freilich über die engere Universitätsgeschichte (nicht ihr Spezialgebiet) viel weiter hinaus; auch sie sucht (wie Wagener und Marino)

das behandelte Phänomen in größere, in diesem Fall internationale und allgemeingeschichtliche Kontexte zu stellen. Hierin liegt die Stärke des übrigens wirklich nützlichen und informativen Buchs, dem leider und vor allem ein Register der Namen (Personen und Orte) fehlt.

U. J.

Einige neuere Literatur zum Aufklärungszeitalter

Wir Wilhelm von Gottes Gnaden. Die Lebenserinnerungen Kurfürst Wilhelms I. von Hessen 1743-1821. Aus dem Französischen übersetzt und hrsg. von Rainer von Hessen. Frankfurt: Campus 1996. XXVIII, 604 S. DM 78,-.

Diese Erinnerungen gehören eigentlich in die Quellengattung der ‚Politischen Testamente‘, sind also vor allem Empfehlung an den Nachfolger und Warnung vor möglichen Fehlern, ein wenig auch Rechtfertigungsschrift für das eigene Handeln gegenüber der Nachwelt. Die historische Gestalt ihres Verfassers ist sattsam bekannt und würde für sich genommen kaum irgendwelches Interesse wecken. Die politische Geschichte und Entwicklung vom späteren Kurhessen, der Landgrafschaft Hessen-Kassel, ist aus anderen Quellen zudem erheblich genauer überliefert. Es gibt aber wohl keine Quelle oder Darstellung, die die *ganze* mesquine Persönlichkeit so präzise herausbringt, wie es diese hier tut (höchstens die unendlichen Massen der ungedruckten Tagebücher seines Darmstädter „Vetters“, des vermutlich geistesgestörten Landgrafen in Pirmasens, reichen da heran; aber es wird – hoffentlich – nie jemand auf die Idee kommen, *diese* drucken zu lassen). Und es gibt für diese Zeit kaum eine gedruckte Quelle, die so klar die geistige Situation des Ancien Régime in Deutschland während der späten Friedrich-, Revolutions- und Napoleonzeit schildert – aus sich selbst heraus. Die ganze bössartige Banalität dieses Duodezfürsten, der sich rücksichtslos über jede menschliche Regung in seiner Politik hinwegsetzen konnte, seine Bigotterie und Doppelmoral, seine Konsequenz in Durchsetzung eines kleingeistigen Absolutismus im ausgepöberten Fürstentum, dem er erst in Wilhelmsbad bei Hanau, dann in seiner landgräflichen Residenz Kassel (vor allem Schloß und Park Wilhelmshöhe) jenen Legitimation ersetzenden Glanz einer spätabolutistischen Repräsentation verlieh, an deren kultureller Höhe wir uns freilich heute noch erfreuen können: Das sind die wichtigsten Einsichten aus diesem Buch. Denn man sieht jetzt erst so recht, wie ungetrübt von Selbstzweifeln dieser kompromißloseste aller deutschen Duodezfürsten seine Ziele verfolgte. Berühmt wurde er bekanntlich vor allem dadurch, daß er schon als Erbprinz zur Tilgung der ererbten Schulden und Finanzierung seiner kostspieligen Vorlieben (wie manche anderen seiner fürstlichen Vettern und nur in größerem Ausmaß als diese) seine Landeskinder als Söldner für England in den amerikanischen Unabhängigkeitskrieg verkaufte. Dabei hatte er doch zunächst erfreulich begonnen: Als er nach dem Tod des Großvaters und der folgenden Landgrafschaft des Vaters zum Erbprinzen sukzedierte und in dieser Funktion die kleine, zu Hessen-Kassel gehörige Provinz Hanau übernahm, meliorierte er zunächst das Land, brachte die zerrütteten Staatsfinanzen in Ordnung, befließigte sich selbst in Hofhaltung und Hauswirtschaft äußerster, an Geiz grenzender Sparsamkeit – unbestreitbare Leistun-